Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 17 (1975)

Artikel: Meine Churer Schuljahre

Autor: Jecklin, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550514

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meine Churer Schuljahre

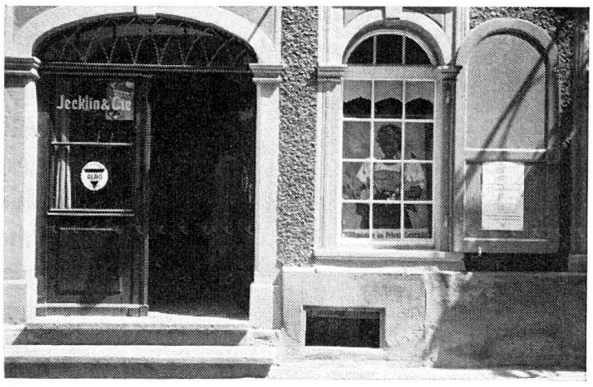
von Heinrich Jecklin

Zusammengezählt habe ich in Chur während sechzehn Jahren die Schulbank gedrückt, notabene ohne je sitzen geblieben zu sein, nämlich drei Jahre Kindergarten, sechs Jahre Primarschule und sieben Jahre Gymnasium. Und es war auf der ganzen Strecke eine schöne und glückliche Zeit, die ich mir in der Rückschau nicht anders wünschen würde.

Der städtische Kindergarten, die Häfelischule, am Plessurquai wurde um 1905 von zwei dunkel gekleideten würdigen Damen im besten «Mannesalter» geführt, die sich von den Kindern mit Tante Fida und Tante Berta ansprechen ließen. Mit Bestimmtheit kann ich es nicht mehr sagen, aber ich vermute, daß mir erst kurze Zeit vor dem Besuch des Kindergartens, wo ich unter Obhut von Tante Fida stand, die ersten Hosen angemessen wurden, denn Buben im zarten Kindesalter trugen damals noch einen Rock. Ich besitze noch Photos, auf welchen ich in kariertem Röcklein einherstolziere, und ich möchte behaupten, daß ich darauf mindestens so adrett ausschaue wie ein ausgewachsener schnauzbärtiger Schotte in seinem Kilt.

Der Weg zum Kindergarten durch die Stadt war eine gefahrlose Angelegenheit, es gab noch keinerlei motorisierte Vehikel, selbst das Velofahren war keine Selbstverständlichkeit. Es war noch die Zeit, da sich die wagemutigen Velofahrer zu einem Club zusammenfanden und sonntags in geschlossener Formation mit einem Fähnrich und einem Signalhornbläser an der Spitze über Land radelten. Höchstens an der Grabenstraße hätte etwelche Gefahr drohen können, wegen der von Zeit zu Zeit anrollenden mehrspännigen Postkutschen. Aber der Schulweg führte ja nicht über den Graben, sondern durch Reichsgasse oder Poststraße zur Obergasse und durch den Durchgang beim Zschalerschen Haus mit seiner im Jugendstil reich bemalten Fassade. Und wie wenn es hätte sein müssen, befand sich in diesem Haus, ein paar Meter vom Kindergarten entfernt, ein Spielwarenladen, in dessen Schaufenster begehrenswerte Spielsachen ausgestellt waren. Unsere Familie war zwar kein guter Kunde dieses Geschäfts, das erst vor kurzem seine Tore für immer geschlossen hat. Mein Vater zimmerte und bastelte so ziemlich alle Spielsachen für uns Kinder selbst. Da war eine zerlegbare Burg mit Wehrgängen, Zugbrücke, Türmen und Zinnen, ferner eine Puppenstube mit Wohn- und Schlafzimmer, mit schwenkbaren Türen und Fenstern, ja sogar einem stillen Örtchen mit fließendem Wasser, sodann eine Puppenküche, in der man auf einem Miniaturpetrolherd richtiggehend kochen konnte, und als non plus ultra ein Verkaufsladen mit Gestellen und einem Ladenkorpus mit Schubladen. Die Verproviantierung dieses Ladens erfolgte reichlich und zudem kostenlos im großväterlichen Kolonialwarengeschäft in der Reichsgasse.

Dieses Geschäft verdient wohl einen kleinen Exkurs. Es wurde im Jahre 1868 von meinem Großvater, der ursprünglich Müller war, gegründet und nach hundertjährigem Bestand im August 1969 aufgelassen, nachdem es durch drei Generationen in der Familie geblieben war. Bei seinem Verschwinden hat mich eine gewisse Wehmut ergriffen, ist doch mit diesem Laden wieder ein wohl kleines, aber doch charakteristisches Stück von Alt-



Jecklins Laden an der Reichsgasse.

Chur weggestorben. Denn dieses Ladengeschäft hat sich während der Zeit seines Bestehens nicht groß verändert, es ist der Tradition treu geblieben. Dies und jenes ist darin verschwunden, wofür die Neuzeit keinen Bedarf mehr hatte, so das große Salzfaß gleich beim Eingang und der pumpenbewehrte Petrolbehälter im Hintergrund. Manche Verkaufsartikel mußten sich in Verpackung und Aussehen dem Zeitgeschmack anpassen. Als Beispiel sei die Schuhwichse herausgegriffen. Man kennt ja die moderne Methode des Schuhputzens von der Fernsehreklame her. Da braucht man lediglich mit der filzbespannten Wichsedose über die Schuhe zu fahren, kein Reiben, kein Bürsten, rein nicht Derartiges, aber die Schuhe glänzen, daß es die Augen blendet und man eine dunkle Brille aufsetzen muß. Früher, da war die schwarze Wichse in eine ovale Holzspanschachtel eingebettet und meist mehr oder weniger eingetrocknet. Durch reichliche Beigabe von Speuz (vornehm heißt es Spucke) wurde die Wichse mit einer kleinen Stielbürste auf die richtige sämige Konsistenz gebracht, und erst jetzt konnte man die eigentliche Schuhputzerei starten. Und so mußte eben auch bei anderen Waren eine Anpassung erfolgen, nicht nur bei der Schuhwichse. Im Charakter aber hat sich das Geschäft nicht geändert. Es war das, was man so als das «Lädeli um die Ecke» bezeichnet, mit einer treuen Stammkundschaft, die mehr Wert auf eine individuelle Bedienung legt als auf große Auswahl. Wo man nicht wie im Selbstbedienungsladen eine wesenlose Nummer ist, nein, wo man zwischen Mehl und Sauerkraut von den Erfolgen des Jüngsten in der Schule und des Ältesten im Militärdienst berichten kann und auf willige Ohren stößt. Wo man erzählt, daß Frau Meier sich von ihrem schweren Heuschnupfen etwas erholt hat, daß es aber sicher noch drei bis vier Tage gehen werde, bis sie wieder selbst zum Einkauf kommen kann. Und dazu gehörte auch die gewisse intime Ambiance, der enge Raum mit der gotisch gewölbten Decke. Wie denn überhaupt das ganze Haus ein Museumsstück vergangener Zeiten ist. Der breite Hausgang, der heute als verlorener Raum erscheinen muß, die dicken Mauern, die unwahrscheinlich tief gelegenen Keller mit praktisch konstanter Temperatur, der Hinterhof, von dem in einem turmartigen Anbau eine Wendeltreppe zu den Stockwerken aufsteigt, kurz, man fühlt sich auch ohne besondere Phantasie um weit mehr als hundert Jahre zurückversetzt.

Doch zurück zum Kindergarten. Wir waren nach Altersstufen in drei Klassen eingeteilt, die Kleinen, die Mittleren und die Großen, und man weilte vormittags und nachmittags je zwei Stunden dort. Von den zwei Stunden war die erste dem Spiel und der Unterhaltung, die zweite der Arbeit gewidmet. Im Sommer konnte man bei trockenem Wetter auf dem kiesbedeckten Gartenplatz spielen, der an sich noch eine Oase der Ruhe war. Außer unserem Kindergesang hörte man nur das Rauschen der Plessur nebenan, aber keinen Autolärm und keine vorbeirumpelnde Aroserbahn. Die lichtvolle Idee der Linienführung einer Bahn durch die Stadt wurde erst etwa zehn Jahre später geboren. Wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien nicht erlaubte, vergnügte man sich im großen Spielsaal. Da stand in der Mitte ein Karussell mit Pedalrädern, und an den Wänden hatte es große schwarze Tafeln, auf denen man mit farbiger Kreide nach Herzenslust drauflos malen konnte. Von Zeit zu Zeit gebot Tante Fida Ruhe, man setzte sich im Halbkreis vor sie hin, und sie erzählte eine Geschichte oder gab Rätsel auf. Eines davon ist mir bis heute geblieben: Man geht durch ein Loch hinein und durch drei Löcher hinaus,

und wenn man draußen ist, so ist man drinnen; was ist das? (Für den, der es noch nicht erraten hat: Ein Hemd, oder auch ein Pullover, auf Churer-Deutsch ein Lismer). Ich finde dies Rätsel fast so schön wie das folgende, allerdings über dem Niveau des Kindergartens liegende: Es ist kleiner als das kleinste Elementarteilchen und zugleich größer als das gesamte Weltall, und wenn man es ißt, so muß man sterben. (Das ist «nichts».) Nach der Spielstunde begab man sich in Zweierkolonne geordnet in den Arbeitssaal. Da saßen wir an Sechsertischchen, schwer beschäftigt mit Bauklötzen, Zusammensetzspielen oder Lehm, nicht etwa Plastilin. Oder wir reihten Glasperlen auf Schnüre, schnitten Figuren aus Buntpapier, und als Vorgerücktere nähten und stickten wir. Ich muß sagen, daß wir in Sachen Handfertigkeit manches gelernt haben, das mir später während der Studenten- und Junggesellenzeit sehr zustatten kam, wenn etwa eine geplatzte Naht zu «verstäten» oder ein loser Knopf anzunähen war. Auch heute wäre ich noch in der Lage, einen Überwindlings-, Knopfloch-, Ketten- oder Hexen-Stich auszuführen, von gewöhnlicher Gradausnäherei gar nicht zu reden. An sonnigen Sommertagen konnten wir auch auf einem Sandplatz hinter dem Haus Hügel aufhäufen und Tunnels hindurch graben. Wenn einem unartigen Zögling eine Strafe erteilt werden mußte, so bestand diese darin, zu «züpflen», das heißt, ein Stücklein festgewobenen Stoff in seine Fäden auseinander zu zupfen, was gar nicht geschätzt wurde. Ich aber brachte solche Stofffäden — ob von mir oder einem Kameraden — meinem Vater nach Hause. Der war nämlich zu jener Zeit auf die Idee versessen, Kanarienvögel zu züchten, und die Fäden dienten zur weichen Auspolsterung des Nestes. Der Zuchterfolg war trotzdem nicht ermutigend.

Eines Tages aber war es soweit, daß ich in die Gilde der ABC-Schützen übertrat. Stolz trug ich meinen mit Seehundfell überzogenen Schultornister. Die erste und zweite Primarschulklasse besuchte ich bei Lehrer Herrmann. Schon damals bestand ein chronischer Mangel an Schulräumen, und unser Klassenzimmer befand sich mitnichten in einem Schulhaus, sondern in der Schneiderzunft oben an der Kirchgasse. Lehrer Herrmann war ziemlich streng, aber er brachte uns ohne Spielerei in systematischem Unterricht die Fundamente des Lesens, Schreibens und Rechnens bei. Das Rechnen ist sich ziemlich gleich geblieben, aber was Lesen und Schreiben anbelangt, erlernten wir noch die deutsche Schrift, welche heute die wenigsten noch schreiben, manche nicht einmal mehr lesen können. Es ist zuzugeben, daß die deutsche Schreibschrift mit ihren eckigen Buchstaben weniger flüssig zu schreiben gestattet als die lateinische mit ihren Rundungen, aber sie verführt dafür weniger zu einem unleserlichen Geschreibsel. Und was die Druckschrift betrifft, so gefällt mir die deutsche Fraktur besser als die nüchterne lateinische Antiqua, aber das ist Geschmackssache. Wir schrieben mit Griffeln auf der Schiefertafel, denn daß man einem Anfänger in der Kunst des Schreibens Tinte und Feder anvertrauen könnte, schien damals undenkbar, und zuverlässige Füllfedern oder gar Kugelschreiber waren noch nicht erfunden. Aber die Schiefertafel hat auch ihre Vorteile, man kann darauf wegwischen und korrigieren nach Lust und Laune. Anderseits ist das Schreiben mit gespitztem Griffel, ohne zu kratzen, eine Kunst, die nicht jedem gegeben ist. Manche haben es nie gelernt und können es vermutlich heute noch nicht. Sobald man über das Buchstabieren hinaus war — die heutige Methode des Worterratens war noch unbekannt, und ich kann trotzdem ganz ordentlich lesen — gestaltete sich die Lektüre äußerst interessant. Wer von meinen Altersgenossen erinnert sich nicht an die spannende Geschichte von Robinson Crusoe mit seinem treuen Freitag auf der einsamen Insel?

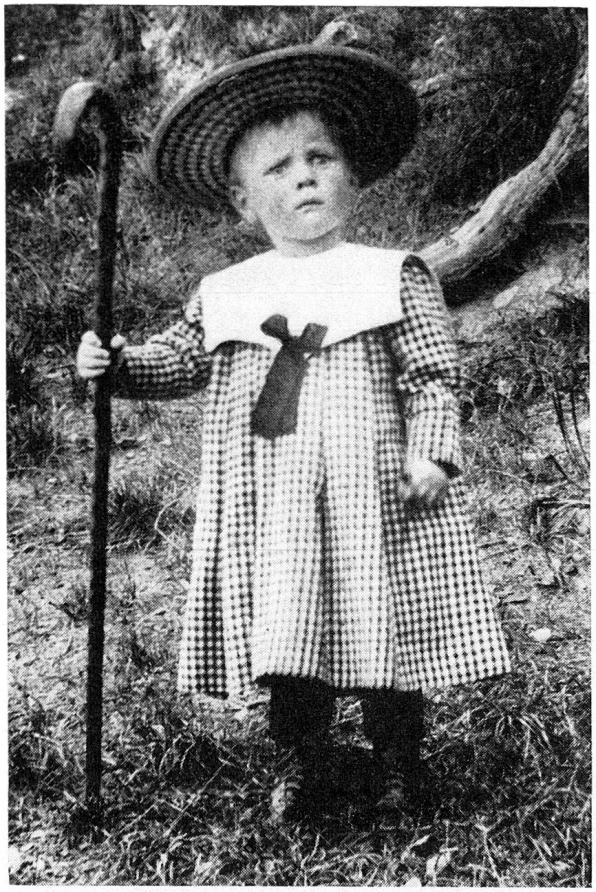
In der dritten und vierten Primarklasse war ich bei Lehrer Flütsch, der erst kurz vorher nach Chur berufen worden war. Für das erste Jahr wurden wir in einem Parterrelokal beim Paradiesplätzli untergebracht, es war eine recht düstere Bude. Daß der Schulbesuch uns trotzdem kein Müssen bedeutete, ist dem lebendigen, abwechslungsreichen Unterricht von

Lehrer Flütsch zu verdanken. Ihm war auch der Jugendhort anvertraut, in welchem Schüler der Stadtschule, deren beide Elternteile im Erwerbsleben standen, am Nachmittag nach Schulschluß spielen und Bastelarbeiten ausführen konnten. Der Betrieb im Jugendhort unter Lehrer Flütsch war so unterhaltsam, daß man oft und gerne hinging, ohne dazu legitimiert zu sein. Mittlerweile hatten wir vom Schreiben auf der Tafel zu Feder, Tinte und Schreibheft hinübergewechselt. Jeder Schüler hatte ein in der Schulbank eingelassenes Tintenfaß, das vom Lehrer nach Bedarf aufgefüllt wurde. Als offizielle Feder war von der Schulleitung die Röslifeder erkoren, an die sich noch viele Alt-Churer erinnern werden. Es war eine eher weiche Stahlfeder von gedrungener Form, auf welcher das Bild einer Rose eingeprägt war. Unsere schriftstellerischen Erstlinge wurden vom Lehrer mit roter Tinte, dem «Lehrerblut», korrigiert. An einem schönen Frühlingstag steckte Lehrer Flütsch ein Sträußchen Schneeglöcklein in sein Tintenfaß mit Lehrerblut, und anderntags waren alle die feinen Äderchen der weißen Glöcklein tiefrot gefärbt. Dieses überraschende Experiment hat unsere Antipathie gegen die rote Tinte weitgehend abgeschwächt.

Mit dem vierten Schuljahr siedelte unsere Klasse unter Lehrer Flütsch in das Grabenschulhaus über, und erst jetzt lernten wir nach bisherigem Einsiedlerdasein den Betrieb in einem richtigen Schulhaus kennen. War das ein Getümmel und Gerenne, wenn der graubärtige Schuldiener Stutz um zehn Uhr mit von Hand geschwungener Glocke zur Pause läutete! Die Lehrer aber begaben sich zu ihrem Pausenspaziergang vor dem Verwaltungsgebäude, der ehemaligen Kantonalbank, gegenüber dem Fontanadenkmal. In geordneter Marschkolonne pendelten sie langsamen Schrittes auf dem Trottoir hin und her. Dieser oder jener blieb, bevor er sich dem Spaziertrupp anschloß, an der Ecke gegenüber dem Eingang zum alten Friedhof vor der Wettersäule stehen und konsultierte das Quecksilberbarometer und Lambrechts Universalhygrometer zur Taupunktbestimmung. Diese Wettersäule wurde später vor das naturhistorische Museum versetzt, und seine graphischen Apparate werden nicht mehr ordentlich bedient. Warum sollte man auch, nachdem im Radio täglich mehrmals Wettervorhersagen durchgegeben werden, welchen ein gewisser Wahrscheinlichkeitsgrad nicht abzusprechen ist.

Unser damaliger Spielbetrieb in der Pause wird sich vom heutigen im großen und ganzen nicht stark unterschieden haben. Ein Spiel aber ist verschwunden, es mußte dem Moloch des motorisierten Verkehrs zum Opfer fallen, das ist Stadtfangis. Es war, wie der Name besagt, ein Fangspiel, das sich kreuz und quer durch die Gassen der Alt-Stadt bewegte, vom Obertor bis zum Süßen Winkel, vom Graben bis zum Bärenloch. Mit Huronengebrüll rannten wir gaßauf, gaßab, und der Verkehr hatte sich, soweit überhaupt solcher vorhanden, nach uns zu richten. Und noch etwas ist nicht mehr ganz so wie früher. Für fünf Rappen konnte man in der Bäckerei Bayer am Kornplatz, die zu Pausenbeginn gestürmt wurde, ein Bürli oder ein Wasserbrötli, ein Milchbrötli, ein Rosinenbrötli, ein Salzbrötli, ein Zuckerbrötli oder eine Migga kaufen, wobei ich nicht sicher bin, daß die Liste vollständig ist. Verfügte man gar über zehn Rappen, so reichte es noch zu einem Grison-Crème-Stengel, der in eine mit dem Finger angebohrte Migga gesteckt wurde. Oder aber man brachte vor Schulbeginn einen Apfel in die Bäckerei und konnte ihn in der Pause gegen Erlag von fünf Rappen in Teig eingebacken als Öpfelbrötli in Empfang nehmen. Garantie, daß im Öpfelbrötli der gleiche Apfel stecke, der gebracht wurde, konnte allerdings keine gegeben werden.

Mit Beginn der fünften Primarklasse gab's nochmals Lehrerwechsel. Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß unser hochverehrter Lehrer Flütsch sich später sehr intensiv mit botanischen Studien beschäftigt hat. Er hat für die «Flora von Davos» von Dr. W. Schibler die kritische Sichtung der Pflanzen- und Ortsnamen, die endgültige Bereinigung des Manuskriptes sowie die Druckkorrekturen besorgt.



Kinderbild des Verfassers.

Unsere Klasse wurde von Lehrer Lendi übernommen. Er war ein gottbegnadeter Pädagoge, an den alle seine Schüler mit uneingeschränkter Dankbarkeit zurückdenken. Sein Schulzimmer befand sich im Anbau des Nicolaigebäudes, und zwar im Obergeschoß. Zu ebener Erde hatte es keine Schulräume. Da war zuhinterst in der Schulhofecke die Schülerbibliothek, betreut von Lehrer Buchli mit seltener Langmut. Man erwartete von ihm, daß er über den Inhalt aller Bücher informiert sei und sagen könne, ob sie einem gefallen würden. Der «Bestseller» war, ich entsinne mich genau, ein Buch mit dem Titel «Die Beatushöhle»; Lehrer Buchli mußte eine Warteliste führen. Ich persönlich interessierte mich vor allem für eine Buchreihe des Titels «Kolumbuseier» mit einfachen Experimenten physikalischer und chemischer Natur, mit Zaubertricks und Denkaufgaben. Neben dem Bibliothekraum befand sich das Naturalienkabinett von Sekundarlehrer Janett. Wenn man die Nase an einem der Fenster plattdrückte, konnte man in dem dämmrigen Raum ausgestopfte Tiere und geheimnisvolle physikalische Apparate erkennen. Und schließlich war im Erdgeschoß noch die Wohnung des kinderliebenden Schuldieners Stutz. In seiner Freizeit bastelte er unter Verwendung von viel Goldbronce Bilderrahmen, die selbst wieder in plastischer Form einen Vordergrund des gerahmten Bildes darstellten. Diese Kunstwerke, welche als vollendeten Kitsch zu bezeichnen ein leichtfertiges Urteil wäre, stellte er im Stubenfenster aus, wo sie von der staunenden Schuljugend bewundert werden konnten.

Wir konnten übrigens im nun vorgerückten Schulalter an einem Abend der Woche selbst an einem Handfertigkeitskurs teilnehmen. Ich befaßte mich mit Kartonagearbeiten, und es hat mir in der Folge oft genützt, einfache Buchbinder- oder Tapezierer-Arbeiten vornehmen zu können. Ich kann mit Kartonmesser, mit Papierschere und Falzbein umgehen, und ich weiß, daß man eingekleistertes Papier zuerst durchfeuchten lassen muß, bevor man es aufklebt.

Zum vorgerückten Schulalter gehörte auch Religionsstunde, und meine Klasse hatte die Ehre, vom Rektor persönlich unterrichtet zu werden. Es war dies Pfarrer Walser, dessen hohe Gestalt etwas Imponierendes an sich hatte, was durch einen Halbzylinder noch unterstrichen wurde. Aber seine Stunden hatten einen, ich möchte sagen, militärischen Anstrich. Da war mir die Sonntagsschule schon lieber. Ich besuchte jene der positiven Minorität, einer reformierten Glaubensgemeinschaft, die damals die Regulakirche für sich hatte. Meine Eltern waren keineswegs Mitglieder dieser Gemeinde, aber man wußte, daß es in ihrer Sonntagsschule froh und ungezwungen zu und her ging, und ich habe meinen Sonntagsschulleiter, einen Herrn Braun, der ziviliter in der Schokoladenfabrik tätig war, in gutem Andenken behalten. Zu Weihnachten hatte man eine schöne Feier in der Regulakirche, und anfangs Sommer gab es ein Kirschenessen auf dem Gut der Anstalt Plankis.

Die schönste Erinnerung an meine Primarschulzeit aber bilden die Maiensäßfahrten. Ich weiß nicht, ob die heutige Jugend dem Maiensäßtag entgegenfiebert, wie wir es taten; für uns jedenfalls war es das Erlebnis des Jahres. Hildefons Peng schreibt in seinem Büchlein «Chur ist schön» von den Antipathien zwischen Stadt- und Hofschule, und wie man insbesondere glaubte, durch Töten von Ameisen den Umzug des Gegenparts verregnen lassen zu können. Ich kann ehrlich sagen, daß unsere Klasse nie an solch abergläubigem Tun beteiligt war. Man erzählte sich allerdings, daß die Höfler wieder Ameisen vertilgt hätten, und freute sich über die Nutzlosigkeit des Unterfangens. Im übrigen habe ich Nutzen und Notwendigkeit einer separaten Hofschule nie eingesehen. Wir hatten in der Stadtschule eine stattliche Zahl katholischer Schüler, und es ist nie zu einer Exkommunikation gekommen. Mein Banknachbar und bester Schulfreund war stockkatholisch. Wir sind heute noch dicke Freunde, und in Glaubenssachen ist er womöglich noch stockiger, so daß der Papst daneben als Häretiker gelten könnte. Aber bleiben wir beim Maiensäß, das ist erquicklicher. Am Morgen des festlichen Tages war man nach einer teils schlaflosen Nacht in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen und horchte herum, ob die Kadettenmusik noch nicht Tagwacht blase zum Zeichen, daß die Bergpartie wirklich stattfinde. Nicht im Traume hätte ich mir damals einfallen lassen, daß ich berufen sei, die Stadtschule einmal selbst als Kapellmeister dieser Musik zur Bergfahrt aufzurufen. Besammlung war auf dem Kornplatz, von wo aus man unter Anführung der Kadettenmusik nach Klassen geordnet in Richtung Obertor durch die Untergasse abmarschierte. Beim Volkshaus defilierte man an der Musik vorbei, und der Aufstieg erfolgte nun in gelockerter Ordnung. Der Rucksack war relativ wenig vertreten, die gute alte Botanisierbüchse beherrschte noch das Feld. Ich hatte eine grüne Botanisierbüchse von respektablen Dimensionen und stabiler Konstruktion, und ich könnte mich blau ärgern, daß mir dieses währschafte Stück aus den Augen gekommen ist, vielleicht ist es in den Kriegszeiten von einer Altstoffsammlung verschluckt worden. Die Spiele und das Vergnügen auf freier Bergeshöhe werden sich heute gegenüber früher kaum geändert haben. Aber etwas war fundamental anders. Die Churer Maiensäße dienten, wir ihr Name bedeutet, dem Aufenthalt von Hornvieh vor der Sömmerung auf der Alp. Und so konnten wir da oben gleich nach der Ankunft mit frischer Milch gestärkt werden, die nicht erst hinauftransportiert werden mußte. Am Mittag wurde Milchkakao ausgeschenkt, und der Nachmittag bescherte gschwungani Nidla in Hülle und Fülle. Die Lehrer saßen vor den Hütten, einen hölzernen Milchkessel zwischen den Knien, und schlugen mit einem kleinen Reisigbesen den Rahm, daß die Flocken stoben. Für ein paar Rappen ließ man sich von alten Weiblein das traditionelle Kränzlein für die Mütze winden, aus Moos und Maiensäßblüemli, das sind Katzenpfötchen oder botanisch genau Antennaria dioica. Auch die Lehrer schmückten ihren Hut mit einem solchen Kränzlein, das nicht welkte und noch lange an den schönen Tag erinnerte. Gegen Abend erfolgte ein hastiger Abstieg zum Rosenhügel, wo die Mütter in der Anlage mit den Kostümen warteten für den Umzug durch die Stadt. Man bildete damals noch keine Gruppen nach bestimmten Motiven, jeder barg sich in irgend einer phantasievollen Verkleidung, so daß der Umzug ein wildes Durcheinander von Figuren und Farben bildete, aber er wurde nicht minder bestaunt und bewundert. Die Masanser waren die ersten, die — so um 1912 — mit einer Motivgruppe als Bauersleute um einen Heuwagen auftraten. Mir hatte die Mutter im ersten Schuljahr ein braunes Zwergenkostüm geschneidert, vorsorglicherweise mit großen Stoffeinschlägen. Diese wurden jedes Jahr etwas ausgelassen, und so marschierte ich denn jedesmal als Zwerg im Umzug, mit einer Laterne in der linken und einem Knotenstock in der rechten Hand. Natürlich trug ich auch einen langen weißen Rauschebart, und ich müßte schwer daneben hauen, wenn es nicht der Bart war, den vorgängig mein Onkel als

St. Nikolaus getragen hatte. Der musikumbrandete Umzug endete wieder auf dem Kornplatz, wo man in einer Spirale herummarschierte, bis die letzten, der «Wald» der Handelsschülerinnen, den Platz erreichten. Dann hielt Pfarrer Walser auf erhöhter Warte eine Rede, und zum Schluß wurde ein gemeinsames Lied gesungen, vermutlich «Wo Berge sich erheben», denn das schöne Maiensäßlied von Martin Schmid existierte noch nicht. Und dann ging man ebenso beglückt wie müde nach Hause, im beruhigenden Wissen, daß der nächste Tag schulfrei sei.

Nun stellte sich die schicksalsschwere Frage, ob ich in Fortsetzung der Primarschule die Sekundarschule besuchen solle oder die Kantonsschule, und gegebenenfalls welche Abteilung derselben. Ich zeigte keinerlei Neigung für einen bestimmten Beruf, und es ist eigentlich jetzt noch so. Es ist schwer zu sagen, ob ich mehr am Schreibtisch sitze oder an der Hobelbank stehe oder im Garten herumhantiere, es hängt dies ganz von Lust und Laune, vom Wetter und der Jahreszeit ab. Vermutlich wäre ich ein ganz guter Handwerker geworden. Meine Eltern liebäugelten aber mit dem Gedanken, daß ich Theologie studieren und im Skalettamantel eine Kanzel unsicher machen werde. In der Tat war das Amt des Pfarrherrn in der Sippe der Jecklin stets stark vertreten. So trat ich denn vorsorglicherweise nach einer sehr humanen Aufnahmeprüfung ins Gymnasium der Kantonsschule ein. Noch erinnere ich mich gut des äußerst inhaltsreichen Satzgebildes der ersten Lateinstunde aus dem Lehrbuch für die Sexta von Ostermann-Müller: «Regina columbam habet, et columba reginam delectat», wobei für Nicht-Lateiner verraten sei, daß regina Königin bedeutet, und daß columba nicht etwa die Frau des Kolumbus ist, sondern eine Taube, und zwar Taube im Sinne von Vogel und nicht einer gehörlosen Dame. Mit der Zeit wurde es zwar etwas schwieriger, aber Latein ist eines meiner Lieblingsfächer geblieben. Die ersten vier Jahre meiner Kantonsschulzeit fielen in die Kriegsjahre 1914—1918, was natürlich auf den Schulbetrieb gewisse Rückwirkungen hatte. Da manche Lehrer Militärdienst leisten mußten, gab es Vertretungen oder Verschiebungen im Unterricht. Im ganzen aber war es doch erstaunlich, wie die Unterrichtsordnung ohne große Änderungen durchgehalten werden konnte, abgesehen von etwelchen Heizschwierigkeiten. So konnten wegen steigender Kohlennot die Turnhalle und die große Aula im Konviktgebäude zeitweise nicht mehr geheizt werden. Dafür hatte ich zu Hause eine umso wärmere Stube. An schulfreien Tagen und während der Ferien habe ich, zusammen mit den zwei jüngeren Brüdern, auf einem Leiterwagen unentwegt Fallholz aus den Mittenbergwäldern nach Hause geführt und den Estrich vollgestapelt. Die in gewissen Zeitabständen übliche große mehrtägige Schulreise der Kantonsschüler konnte in der Zeit des ersten Weltkrieges zu unserem Leidwesen nicht durchgeführt werden.

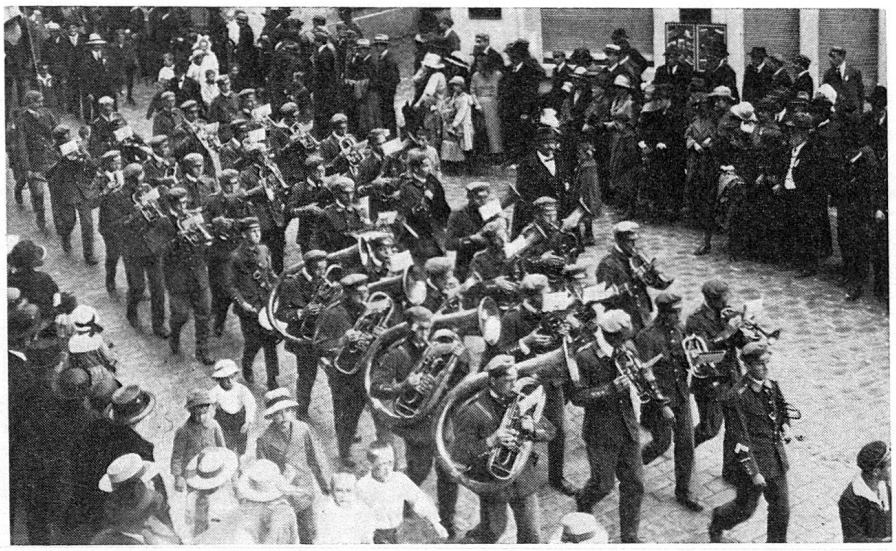
Es ist nicht meine Absicht, hier über meine Lehrer am Gymnasium, über ihre Vorzüge und Mängel einzeln zu berichten, nachdem ich dies andernorts bereits bewerkstelligt habe. Doch verdient es festgehalten zu werden, daß wir in den alten Sprachen, in Latein und Griechisch, ganz vorzüglichen Unterricht genossen haben. Neben der Schönheit der Sprache wurde uns ein umfassendes und nachhaltiges Bild des klassischen Griechentums und vom ewigen Rom vermittelt. «Mitwelt und Nachwelt werden mit Bewunderung auf uns blikken», sagte Perikles in seiner Rede für die im Peloponnesischen Krieg Gefallenen, was sich in viel umfassenderer Weise bewahrheitet hat, als er es mit seiner Voraussage dachte, denn das klassische Griechenland hat sich als die Wiege neuzeitlichen Denkens erwiesen. Obwohl ich in meinem späteren Beruf die alten Sprachen in keiner Weise benötigte, haben sie mein Leben in schönster Art bereichert, und ich möchte auch gegenwärtig noch ihre Kenntnis nicht missen. In praktischer Hinsicht hat mir das Latein den Zugang zu den lebenden romanischen Sprachen wesentlich erleichtert, denn unseren direkten Unterricht in modernen Sprachen könnte ich ehrlicherweise nicht besonders loben, mit Ausnahme des Deutsch-

Unterrichts. Dagegen hatten wir in den Disziplinen Mathematik, Physik und Chemie Lehrer, die es verstanden, uns für ihr Fach ernstlich zu interessieren. Kein Wunder, daß sich vom zehnköpfigen Häuflein, als das wir endlich bei der Matura anlangten, vier dem Studium der exakten Wissenschaften zuwandten. Was die übrigen Hauptfächer anbetrifft, so da sind Geschichte, Geographie, Botanik, Zoologie, Anthropologie und Mineralogie, genossen wir einen handfest gezimmerten Wald-, Feld- und Wiesen-Unterricht, ohne Zündung zu besonderer Begeisterung. Einzig für Botanik habe ich bis heute ein überdurchschnittliches Interesse bewahrt.

Just zur Zeit meines Eintritts in die Kantonsschule wurde der freiwillige Instrumental-Unterricht für Nicht-Seminaristen eingeführt, der mittlerweile wieder aus dem Lehrplan verschwunden ist. Daß dieses Unterfangen aber einem wirklichen Bedürfnis entsprach, zeigte die große Frequenz. Der Hauptharst interessierte sich für Klavier oder Violine, für welche Instrumente Professor Deutsch hauptamtlich angestellt wurde. Für Cello und Kontrabaß sowie für Holzblasinstrumente wurden Hilfslehrer beigezogen, und das Blasen auf Blechinstrumenten konnte man durch Beitritt zur Kadettenmusik erlernen. So war die Palette für die gesamte Instrumentierung eines Orchesters gegeben, und es wurde konsequenterweise auch ein Schülerorchester aufgestellt, dessen Leistungen sich bald hören lassen konnten. Ich besuchte fleißig die Klavierstunden bei Professor Deutsch, und in der Folge bin ich mehrfach als «Solist» bei den öffentlichen Vortragsübungen in der Aula aufgetreten. In der Kadettenmusik war ich der einzige Gymnasiast und den Trompetern zugeteilt. Im Schülerorchester aber blies ich das Waldhorn. Dieses Orchester konzertierte einesteils selbständig, andernteils wirkte es bei den Konzerten der Gesamtschule mit, wenn Werke für Chor und Orchester zur Aufführung gelangten. Besonders dankbar bin ich für den Unterricht in allgemeiner Musiklehre bei Professor Deutsch, wodurch ich angeregt wurde, später als Student Kurse in Harmonielehre, Kontrapunkt und einfacher Komposition zu besuchen. Ab und zu wurde Professor Deutsch durch Professor Christ. Bühler, Domorganist, vertreten; ihm habe ich die erste Begegnung mit den alten Kirchentonarten zu verdanken.

Mein Bedürfnis nach musikalischer Betätigung konnte durch die an der Schule gebotenen Möglichkeiten nicht ganz gestillt werden. Darum wirkte ich auch als Bläser im damaligen Männerchor-Orchester mit. Ein stattliches Kontingent des Orchesters, insbesondere Streicher, wurde durch Kantonsschüler gestellt. Unter der Leitung von Ernst Schweri sen., einem Musikpädagogen von seltener Prägung, wagte und bewältigte man schwierige Werke, ich erinnere mich zum Beispiel an eine Wiedergabe der «Meistersinger»-Ouvertüre von Wagner. Das Männerchor-Orchester wirkte auch bei den Aufführungen des evangelischen Kirchenchores mit, ich selbst war bei mehreren Konzerten aktiv dabei, so «Mathäuspassion» von Bach, «Messias» von Händel, «Schöpfung» von Haydn, «Paulus» von Mendelssohn, «Requiem» von Verdi. Einer meiner Klassenkameraden war ein so perfekter Geiger, daß er in den Konzerten des Orchesters als Solist auftreten konnte, so mit dem Violinkonzert in a von Viotti und der Romanze in F von Beethoven. Manchmal kamen wir, das heißt einige musikbeflissene Kameraden, bei ihm zusammen und spielten mit ihm als Primgeiger allerlei Werke der Orchesterliteratur, wobei ich die fehlenden Stimmen aus der Partitur auf dem Klavier markierte. Im übrigen spielte ich auch bei der Stadtmusik «Harmonie» mit, teils als Hornist, teils an den Kesselpauken und am Glockenspiel. Und da in meinem Vaterhaus in der Storchengasse drei Seminaristen wohnten, die des Blasens auf Klarinette, Trompete und Baßtuba kundig waren, formierten wir eine Ländlermusik, bei der ich eine diatonische Handorgel traktierte. Oft blieben die Passanten in der Gasse gruppenweise stehen und klatschten gar Beifall, wenn wir zu einem lupfigen Ländler ausholten.

Gerne denke ich auch an die schöne Zeit und die Kameradschaft in der Kadettenmusik



Der Verfasser
als stolzer Dirigent
der Kadettenmusik.

zurück. Ihr Instruktor war damals Professor Deutsch. Unter ihm brachten wir es zu beachtlichen Leistungen, so daß wir an einem kantonalen Musikfest in Bergün mit einer italienischen Ouvertüre einen ersten Kranz errangen. Im übrigen aber war die Kadettenmusik natürlich in erster Linie eine Marschmusik, dazu berufen, das Kadettenkorps bei seinen Aufmärschen anzuführen. Das Kadettenkorps existiert nicht mehr, und die Kantonsschüler-Uniformen, ja sogar das blaue Käppi, auf das wir stolz waren, sind aus dem Stadtbild verschwunden. Die Zeiten haben sich innerhalb weniger Jahrzehnte wesentlich gewandelt, und das Kadettenwesen gilt — wenigstens in westlichen Ländern — als überholt. Aber hören wir, was Augusto Giacometti, unser großer Bündner Maler, in seiner Selbstbiographie schreibt: «Schön waren im Frühjahr die militärischen Übungen der Kadetten der Kantonsschule. Und wenn wir in der Marschkolonne, die kleinsten Schüler an der Spitze (das ‚Krottenbataillon'), mit klingendem Spiel durch die Stadt zogen und auf der Straße alles stehen blieb, um uns zuzuschauen, und alle Fenster voll Menschen waren und die Musik in den alten Gassen der ehrwürdigen Bündner Stadt widerhallte, dann war es herrlich.» Und so war es auch noch zu meiner Zeit, nicht nur, weil ich schließlich zum Kapellmeister hochstieg. Mein Vorgänger in dieser Würde war Armin Tschupp, der nachmalige Vorsteher der Handelsabteilung unserer Kantonsschule. Sein Vater, selbst ein hervorragender Trompeter, war Leiter der Musikgesellschaft Thusis, und ich erinnere mich eines gemeinsamen Konzertes der Kadettenmusik mit der Thusner Musik im dortigen «Rosengarten». Nebenbei bemerkt, ist das Musikantenblut auf den Sohn von Armin Tschupp übergegangen, nämlich auf den bekannten Orchesterdirigenten Räto Tschupp. Einmal hatten wir einen kleinen, internen Sturm in der Kadettenmusik. Das war, als 1920 nach dem ersten Weltkrieg die Tradition der großen Schulreisen nach achtjährigem Unterbruch wieder aufgenommen wurde. Es ging nach der Urschweiz, und wir marschierten am ersten Tag ab Disentis 37 Kilometer weit über die Oberalp nach Andermatt. Von dort wurde man nach Flüelen transportiert. Der zweite Tag brachte eine Fahrt auf dem Vierwaldstättersee nach Luzern. Am dritten Tag fuhr man nach Einsiedeln, marschierte über den Etzel nach Rapperswil, und von hier reiste man mit der SBB nach Chur zurück. Wir von der Musik aber waren unzufrieden und begannen während der Reise immer vernehmlicher zu murren. Denn dieweil die andern aufs Rütli und nach Seelisberg konnten, in Luzern den Gletschergarten und das Löwendenkmal besichtigten, in Einsiedeln das Golgatha-Panorama bestaunten, waren wir

immer im Dienst und mußten kantonalen und kommunalen Behörden Ständchen bringen, abgesehen von Marschmusik unterwegs, Tagwache frühmorgens und Zapfenstreich spätabends. Rektor Paul Bühler griff ein, und da er in mir einen Hauptagitatoren vermutete — nicht ganz zu Unrecht — begann er seine ermahnende Rede mit den Worten «Chlini Häfali laufend gschwind über». Dann aber versprach er doch, daß die Musik für ihre Sonderleistungen und Entbehrungen entschädigt werden solle. In der Tat wurden wir dann zu einem fröhlichen Abend in Rohrers Biergarten geladen. Im Schuljahr 1920/21 war ich dann Kapellmeister, es war ein Jahr, das uns außer der Rolle bei den Kadettenübungen zahlreiche Sonderaufgaben zuschob. Wir wirkten mit an der Fronleichnams-Prozession, am Maiensäßumzug, am Jubiläum des Männerchors «Frohsinn» und an einem Schützentag. Das brachte uns einiges Geld ein, so daß wir am Ende des Schuljahres gratis und franko in Bad Ragaz einen frohen Abschied feiern konnten.

Während meiner Kantonsschulzeit war ich Mitglied des Kantonsschüler-Abstinentenvereins Curia, und mein Bericht wäre unvollständig, wenn ich nicht kurz auf den Betrieb in diesem Schülerverein eintreten würde. Bei einem Turnverein kann man turnen, bei einem Fußballclub fußballen, aber bei einem Abstinentenverein kann man nicht zusammenkommen, um zu abstinenzen, das heißt man könnte wohl, aber man tut es nicht. Natürlich war das Hauptziel, die Mitglieder durch Aufklärung und Belehrung für eine nüchterne Lebensführung zu gewinnen und zu beweisen, daß Freundschaft und Fröhlichkeit auch ohne Alkoholgenuß möglich sind, ja echter zum Ausdruck kommen. Daneben aber war das Vereinsprogramm durch Gesang, Musik, Theaterspiel, Vorträge und Wanderungen reichlich ausgestaltet. Die Zeit meiner Mitgliedschaft war vorerst durch zwei sich kreuzende Strömungen gekennzeichnet, den Sozialismus und die Wandervogelbewegung. Weil man richtig erkannte, daß der Alkoholismus ein soziales Problem sei, glaubte man folgern zu müssen, daß ein Abstinent eo ipso auch Sozialist sein müsse. Ich war nie dieser Ansicht. Auch den Ideen des Wandervogels als einer Bewegung der Jugend stand ich fremd gegenüber. Es folgte dann in der Curia eine Periode der Romantik unter der Devise «Sehnen und Wandern». Ich war wohl für Wanderungen und Bergsteigen eingenommen, ohne aber daraus einen Kult zu machen. Was mich in der Curia vor allem interessierte, war die aktive Betätigung mit Musik und Theater. Man darf ohne Überheblichkeit sagen, daß unser Verein diesbezüglich im Kulturleben Churs damals einen festen Platz behauptet hat. Wir verfügten über eine spieleifrige Theatergruppe sowie über ein ordentliches kleines Orchester, und die im Volkshaus veranstalteten Aufführungen waren stets bumsvoll mit nachfolgendem freundlichem Echo in der Presse. Den Höhepunkt meines aktiven Wirkens bildete wohl die Darbietung einer von mir komponierten «Kindersinfonie», die rund dreißig Mitwirkende erforderte. Die Mitgliedschaft in der Curia hat mir sinnvolle Freizeitbeschäftigung und eine, wie mir scheint, vernünftige Lebensauffassung und Erschließung von Lebenswerten vermittelt, außerdem aufrechte Freunde fürs Leben geschenkt.

Es sind nun, da ich dies schreibe, mehr als fünfzig Jahre vergangen, seit ich das Gymnasium nach bestandener Matura verließ. Was dann kam, habe ich im Bündner Jahrbuch 1970 bereits verraten. Zurückschauend kann ich dankbar feststellen, daß die Schuljahre in Chur zu den unbeschwertesten und glücklichsten Perioden meines Lebens zählen. Ich hatte das Glück, auf der ganzen Linie gute Lehrer zu haben, so daß das Lernen, wenn nicht immer ungetrübte Freude, so doch stets eine leichte Last war. Es ist mir bewußt, daß ich diesen meinen Lehrern größten Dank schulde. In letzter Zeit hatte ich die Ehre und Freude, bei den Maturitätsprüfungen unseres Gymnasiums als Experte amten zu können. Unwillkürlich drängen sich Vergleiche mit unserer damaligen Matura auf. Grosso modo glaube ich feststellen zu können, daß die Sache durchschnittlich weder schwerer noch leichter geworden ist, doch dürfte eine gewisse Schwer-

punktverschiebung in Richtung der exakten Wissenschaften stattgefunden haben. In der Tat hätten wir damals die heutigen Examenaufgaben in Mathematik und Chemie kaum bewältigen können, während ich es in den alten Sprachen noch heute mit aufnehmen würde. Von meinen neun Matura-Kameraden sind in der Zwischenzeit leider vier bereits verstorben. Diese Feststellung hat mich vorerst erschreckt. Dann aber habe ich ersehen, daß diese Sterblichkeit genau den Erfahrungen der Eidgenössischen Versicherungskasse entspricht. Es wirkt doch beruhigend, zu wissen, daß alles seinen normalen Lauf nimmt, auch wenn es dem Ende zu geht.

Churer Maiensäßlied

Stiller Berg, du lieber Wald,
hoher Freude Hallen!
Unser Jubelruf erschallt,
wenn wir bergwärts wallen.
Wo die Anemonen blühn,
dunkle Alpenrosen glühn,
unsre Augen schauen, schauen,
in der Tiefe Blauen!

Heimatland, du grüner Port,
wo die Quellen rauschen,
unsrer Jugend goldner Hort,
lehr uns stille lauschen!
Wenn die frohen Tage gehn,
wenn die Freuden kühl verwehn,
laß uns leis das Herz befragen
nach den Jugend-Tagen.

M. Schmid